

„Was Gott für rein erklärt, nenne du nicht unrein!“
(Apg 10,15)

Ansprache im Vespertagesdienst des DKMR am 12. Juni 1991

Ludwig Bertsch SJ, Frankfurt am Main / Aachen

Inkulturation und interreligiöser Dialog gehören inzwischen zum gängigen Vokabular nicht nur bei Theologen, sondern auch in Akademieveranstaltungen, in vielen Vorträgen und Abhandlungen. Aber je mehr das so ist, um so mehr entsteht bei mir der Eindruck, daß es zwei sehr verschiedene Dinge sind: ob über diese Begriffe diskutiert wird oder ob das Gemeinte im Leben der Kirche verwirklicht wird. In diesen Tagen werden wir uns mit einer der schwierigsten Fragen des interreligiösen Dialogs und der Inkulturation beschäftigen, mit unserem Verhältnis zum Islam.

Mehr und mehr habe ich den Eindruck, daß man in der Kirche erschreckt und verwirrt reagiert, wenn Inkulturation und interreligiöser Dialog konkret zu werden beginnen. Als Kardinal Malula vor dreißig Jahren eine Kommission einsetzte, die einen Ritus der Eucharistiefeyer schaffen sollte, der der zairischen Kultur entsprach, fand man das großartig. Nach langen Vorarbeiten hat es fast zehn Jahre gedauert, bis dieser Ritus die römischen Stellen passiert hatte und als zairischer Ritus approbiert war. Dies allerdings gelang nur, nachdem zumindest der Name noch einmal geändert worden war: statt des „*Rite Zaïrois pour la célébration eucharistiques*“ haben wir nun das „*Missel Romain pour les Diocèses du Zaïre*“, statt des zairischen Ritus der Eucharistiefeyer das römische Meßbuch für die Diözesen des Zaïre.

Ein weiteres Beispiel möge das Gesagte verdeutlichen:

Als wir neulich in einer Diskussion mit Theologen, darunter auch einige Bischöfe, über diese Themen sprachen, meinte einer: „Aber Du kannst doch im Ernst nicht glauben, daß das nicaeno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis einmal von einem späteren Konzil anders als jetzt formuliert werden könnte!“ Ob das so sein wird, weiß niemand von uns. Aber möglich wäre es, daß Menschen, die z. B. auf der Grundlage des philosophischen Denkens und der existentiellen Erfahrung des Buddhismus über Person, Kosmos und Gott nachdenken, zu anderen geeigneteren Aussagen über Jesus Christus oder den Dreifaltigen Gott kommen können als dies in unserer aristotelischen Form der Aussage bisher möglich war. Wer will das ausschließen?

Für mich sind hier Texte der Apostelgeschichte wahre Troststellen der Heiligen Schrift (das 10., 11. und das 15. Kapitel). Nicht zuletzt durch einen Artikel der zairischen theologischen Revue „*Telega*“ zu diesen Kapiteln ist mir bewußt geworden: Wer sich bei dem Geschehen der Inkulturation des jüdisch gestalteten Christusglaubens in die hellenistische Kultur am meisten bekehren muß, ist nicht der heidnische Hauptmann Kornelius, sondern Petrus und

seine Begleiter. Es ist erstaunlich, wie – um es mit einem Wort des Exerzitienbuches des hl. Ignatius zu sagen – Gott sich „anstrengt und Mühe gibt“ (ExB Nr. 236), Petrus auf das Ungeheuerliche vorzubereiten, das auf ihn zukommt.

Da ist zunächst die Erscheinung mit dem Tuch voller unreiner Tiere: „*Nie im Leben, Herr, ist so etwas über meine Lippen gekommen.*“ Angesichts der gesamten mosaischen Kultur, angesichts des Martyriums der makkabäischen Brüder, die lieber gestorben sind als „*entgegen dem göttlichen Gesetz Schweinefleisch zu essen*“ (2 Makk 7,1–42), steht Petrus in der Vision mit der Schale voller unreiner Tiere vor der Aufforderung: „*Steh auf! Schlachte und iß!*“ (Apg 12,11). Seine Antwort ist eindeutig: „*Niemals, Herr!*“ Wir können uns heute kaum vorstellen, wie tiefgehend die kulturellen Gegebenheiten des Judentums auch die Judenchristen religiös geprägt haben und wie groß die Herausforderung war: etwas, wofür andere gestorben sind, heute einfach anders zu machen! Die sieben makkabäischen Brüder hätten nur ein bißchen Schweinefleisch zu essen brauchen, dann wären sie nicht hingeschlachtet worden. – Ich erwähne dieses Beispiel, um begreiflich zu machen, was in Petrus und in den Christen, unseren Brüdern und Schwestern aus der Beschneidung, vorgegangen sein muß. Nach der Vision hat Petrus den Mut – gleichsam vom Geist angeleitet – mit den Leuten des Kornelius in die heidnische Stadt Caesarea am Meer zu gehen und dort das Haus eines Unbeschnittenen zu betreten. Gott hat ihm gezeigt, „*daß man keinen Menschen unheilig oder unrein nennen darf*“ (ebd. V.28). Er erzählt dort die Geschichte von Jesus – wir lesen im 10. Kapitel ausführlich seine heilsgeschichtliche Rede. Da ereignet sich noch einmal etwas Besonderes: noch bevor die Heiden getauft sind, sind sie im Heiligen Geist. „*... wie wir*“, sagt Petrus (Apg 10,47; 11,16–17).

Meine lieben Schwestern und Brüder, das Herabkommen des Geistes geschieht nicht durch das Wort des Petrus. Es heißt ausdrücklich: „*Während er redete...*“ (Apg 10,44), bzw. „*Während ich redete... kam der Heilige Geist auf sie herab...*“ (Apg 11,15). Petrus entdeckt, daß der Heilige Geist in diesen Menschen, in denen er nach der gängigen Meinung eigentlich gar nicht sein dürfte, schon am Werk ist und gewirkt hat. So kommt dem Petrus, der im Namen Jesu, des Herrn, und seines heiligen Geistes zu den Heiden gegangen war, das Wirken des Geistes dort entgegen.

Wer solches nicht erfahren hat, hält es nicht für möglich. Darum muß Petrus sich gegenüber den Vorhaltungen von seiten der Jerusalemer Gemeinde verteidigen (vgl. Apg 11,1–2). Danach sind die Jerusalemer Judenchristen beruhigt, sicher auch, weil das ganze ein scheinbar außergewöhnlicher Sonderfall war (vgl. ebd. V.18). Als aber immer mehr Heiden das Wort Gottes annehmen und Christen werden, ohne vorher Juden geworden zu sein, ohne sich durch das Bundeszeichen der Beschneidung in die „mosaische Kultur“ eingliedert zu haben, finden die Leute aus der Beschneidung dies ungeheuerlich. Selbst Petrus wird wieder schwankend, wie wir aus der Szene in Antiochia wissen (vgl. Gal 2,11–12). Bei alledem geht es unter den christlichen Brüdern nicht sehr freundlich zu. Da ist von „*großer Aufregung*“ und von „*hefti-*

gen Auseinandersetzungen“ die Rede (Apg 15,2). Ich meine, daß wir uns hier mit unserer Situation wiederfinden. Es war ein großer Aufbruch und eine weitreichende Entscheidung, als das Zweite Vatikanische Konzil in der Konstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ (Nr.58) betonte, daß es keine menschliche Kultur gibt, die nicht Ausdrucksform des christlichen Glaubens sein könnte. Jede Kultur ist in einer ihr eigenen Weise eine Möglichkeit, nicht nur in der Theorie, sondern auch konkret und praktisch den Glauben und das Christentum auszudrücken – selbst wenn uns dies auf den ersten Blick so ungeheuerlich vorkommt wie dem Petrus das Essen von Schweinefleisch. Unsere europäische, abendländische und römische Kirche steht in diesem Zusammenhang durch den Geist Gottes vor einer Herausforderung zur Bekehrung.

Selbstverständlich muß auch Kornelius einen Weg der Bekehrung gehen. Auch er kann nicht alles, was er aus seiner Kultur mitbringt, behalten. Für beide – Kornelius und Petrus – gilt: „*Wer in Christus ist, ist eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden*“ (2 Kor 5,17). Für beides, das Christentum in seiner bisherigen kulturellen Gestalt und eine vom Christentum bisher nicht beeinflusste Kultur, gilt das Gesetz des Weizenkorns: Das „Alte“ des Christentums – hier die Gestalt der jüdisch-mosaischen Kultur – stirbt im Boden der griechisch-hellenistischen Kultur, damit „Neues werden kann“. Aber auch das „Alte“ der Kultur (hier der griechisch-hellenistischen Kultur) stirbt im Boden des Christentums, damit diese Kultur – ohne ihre Identität zu verlieren – „neue Schöpfung“ werden kann. Wer als Christ diesen zweifachen Prozeß betrachtet, ja sich auf ihn einläßt, erfährt: „*Das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt hat*“ (2 Kor 5,18).

Ein solcher Prozeß ist kein Naturereignis, in das wir einbezogen werden, ob wir wollen oder nicht. Hier zeigt uns das 15. Kapitel der Apostelgeschichte, worauf es ankommt, damit der Prozeß zustande kommt, sich entfaltet und zu seinem Ziel findet. Das Erste ist: man kommt zusammen und man bleibt zusammen. So lange wir zusammenbleiben, können wir streiten, können wir uns anschreien, können wir ggf. mehrere Tage lang nicht miteinander reden; aber wenn wir zusammenbleiben, kann der Geist wirken. War es nicht die Tragik von Erzbischof Lefebvre, daß er nicht mit der Kirche zusammengeblieben ist? Zusammenbleiben am selben Ort ist eine der entscheidenden Voraussetzungen, daß das Wirken des Geistes in seiner Kirche – gerade in dem Prozeß, den wir Inkulturation und Evangelisierung nennen – geschehen kann.

Ein Zweites wird in dem Text der Apostelgeschichte deutlich herausgestellt: nachdem die Jerusalemer Gemeinde Petrus wegen seines Aufenthaltes bei dem Heiden Kornelius getadelt hat, heißt es: „*Da begann Petrus, ihnen der Reihe nach zu berichten... Sie hörten zu, beruhigten sich und priesen Gott*“ (Apg 11,4.18). Als beim Apostelkonzil ein heftiger Streit entsteht, erhebt sich Petrus, beruhigt durch seine Rede die erhitzten Gemüter, so daß „*die ganze Versammlung schweigt*“ und Paulus und Barnabas zuhört und, nachdem diese geendet haben, ebenso bereitwillig dem, was Jakobus sagt, lauscht (vgl. Apg 15,7.12–13).

Man muß einander zuhören, aufeinander hören. Man muß der Reihe nach hören, sowohl Barnabas und Paulus wie Petrus und auch Jakobus. Dieses Zuhören gelingt nicht, wenn man schon nach den ersten Sätzen, die man hört, sagt: „So geht es auf keinen Fall.“ Oder, wenn man, während der andere redet, nur noch die eigene Gegenrede überlegt, ohne sich zu bemühen, zu verstehen, was der oder die andere sagt. Einander hören und zuhören – dies ist der zweite wichtige Punkt, damit der Interreligiöse Dialog und Inkulturation gelingen können.

Das Dritte, worauf es ankommt, ist: dem heiligen Geist mehr zuzutrauen als uns. Schon die Kirchenväter – um wieviel mehr gilt das heute – charakterisieren das Abendland mit dem Stichwort *senescente mundo*. Wir sind ein „vergreisender“ Kontinent. Das Schöne ist allerdings, daß das, was sonst ein Wunschtraum bleibt, durch den Heiligen Geist für die Kirche Wirklichkeit ist. Es gibt einen Jungbrunnen für alle Vergreisenden. Den findet allerdings nur, wer aus christlicher Hoffnung noch Erwartungen an die Zukunft hat. Hier liegt für uns Abendländer eine Schwierigkeit. Wenn man älter wird, erwartet man weniger Überraschungen. Man hat vielleicht das Gefühl: alles war schon einmal da. Kohelet spricht uns da aus der Seele: „*Es gibt nichts Neues unter der Sonne*“ (1,9). Doch dies ist falsch. Der Geist Gottes schafft Neues unter der Sonne, was wir nicht oder so nicht für möglich gehalten hätten. Die Heilige Schrift ist voll von solchen Beispielen. Nur die, die dem Geist trauen, die ihn nicht auslöschen, sind fähig, daß er unter uns Großes wirkt. Wenn wir dem Geist Gottes trauen, „*überspringen wir mit unserem Gott Wälle und Mauern*“ (vgl. Ps 18,30), so alt wir sind.

Meine lieben Schwestern, meine lieben Brüder, wir haben die Last, aber auch die Chance, in einer Zeit zu leben, in denen Jesus von all denen, die sich seiner Kirche und seinem Werk anvertrauen und widmen, fast Menschenunmögliches verlangt. „*Wie soll das geschehen?*“ fragt Maria (Lk 1,34). „*Wer kann dann noch gerettet werden?*“ fragen die Apostel, nachdem der reiche Jüngling zu solchem Vertrauen nicht fähig war und wegging (Mt 19,25). Auf beide Fragen gibt es ein und dieselbe Antwort: „*Für Gott ist nichts unmöglich*“ (Lk 1,37). „*Für Menschen ist das unmöglich, für Gott aber ist alles möglich*“ (Mt 19,26). Wir, die europäische Kirche, werden eine Kirche der Zukunft sein, wenn wir eine Kirche der Möglichkeiten Gottes sind. Das haben uns die Schwesterkirchen in den anderen Kontinenten voraus: In ihrer – menschlich gesprochen – verzweifelten Situation können sie gar nicht anders, als sich Gottes Möglichkeiten anzuvertrauen, und wir erleben, wie ihnen dies ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Wir dagegen können in unserer Welt der Macher meinen, daß wir schließlich doch alles in den Griff bekämen. So wird unser Engagement im Interreligiösen Dialog und im Prozeß der Inkulturation zum missionarischen Zeugnis in der Welt der Macher: Dort, wo die Macher am Ende sind, fängt der Geist Gottes erst an, und die, die ihm vertrauen, leben und handeln aus seinen Möglichkeiten. Amen.

Allahs Diener im Abendland

Mission vor Ort?

Hans Vöcking WV, Frankfurt am Main*

Weltweit leben etwa 850 Millionen Muslime. Sind die 2 Millionen Muslime, die in Deutschland leben, im Vergleich überhaupt erwähnenswert? Gerade diese Minderheit steht aber im Begriff, ein neues Kapitel bzgl. der religiösen Geschichte Deutschlands zu schreiben. In der für sie neuen Minderheitensituation haben sich die Muslime mit neuen Fragen auseinanderzusetzen und sie wirft auch für die deutsche Gesellschaft und für die katholische Kirche unerwartete Probleme auf, wie sich an der Diskussion über die Anerkennung des Status der Körperschaft des Öffentlichen Rechts zeigt.¹

1. Der eingewanderte Islam

Zwischen der christlichen und islamischen Welt, d. h. zwischen Europa und dem Vorderen Orient, wurde schon immer Handel betrieben, und auch Studenten überschritten die Grenzen. Doch ihr Aufenthalt war zeitlich befristet und es kam nicht zum Aufbau einer islamischen Gemeinde in Deutschland.²

Während des Zweiten Weltkriegs kamen die Muslime vorwiegend als Soldaten aus Jugoslawien und den eroberten Gebieten der UdSSR. Mit dem Untergang des Dritten Reiches hörte dann auch die „Islam-Politik“ Deutschlands wieder auf.

In den 50er Jahren brachte dann die wirtschaftliche Entwicklung muslimische Arbeitnehmer nach Deutschland. In der ersten Phase warb die deutsche Industrie in den Mittelmeerländern Italien, Spanien und Portugal Arbeiter an. Als auch hier der Arbeitsmarkt erschöpft war, holte man sie aus Jugoslawien und der Türkei.

Obwohl die Bundesregierung nach der Ölkrise 1973 einen Anwerbestopp für Arbeitnehmer aus Ländern, die nicht zur Europäischen Gemeinschaft gehören, erließ, stieg doch weiterhin die Zahl der Muslime, da die Rotation der

* P. Hans Vöcking, dessen Referat vor der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) vom 12. bis 14. Juni 1991 in Würzburg wir hier abdrucken, ist Leiter von CIBEDO (Christlich-Islamische Begegnung – Dokumentationsstelle – Frankfurt am Main).

1 *Der Islam in der Bundesrepublik Deutschland*. Heiner MARRÉ / Johannes STÜTING (Hrsg.): Essener Gespräche zum Thema Staat und Kirche. Bd. 20, Münster: 1986; Martin STEMPER: *Zwischen Koran und Grundgesetz*. Religiöse Bestätigung muslimischer Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg: 1986.

2 M.S. ABDULLAH: *Geschichte des Islam in Deutschland*. Graz / Wien / Köln 1981 (Islam und der Westen Bd. 5).